

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

sem leblosen Körper, möchte dieses blutende Haupt in ihren Schoss betten.

Zu spät! Das Schiff wankt unter ihren Füßen; durch die heftigen Bewegungen, durch den Fall des schweren Körpers erschüttert, droht es umzukippen; und will Gerda nicht ein Opfer der tückischen Fluten werden, so muss sie alle ihre Kräfte aufs Spiel setzen, um das schwankende Fahrzeug in ruhigere Bahnen zu lenken. Mit dem ganzen Gewicht ihres Körpers stemmt sie den Nachen gegen die Strömung, bringt ihn wieder ins Gleichgewicht, lenkt ihn dem Strande zu.

Endlich! endlich! erblickt sie das rettende Ufer, steuert darauf zu.... landet auf heimatlicher Erde.

Aber wo ist die stolze Freude, die ihr Herz in Wonne erbeben liess bei dem Gedanken der Freiheit? Wo ist der Siegeschrei, der schon auf ihren Lippen zitterte in der Vorahnung überströmender Lust?

Gerda kniet im Ufersand neben der leblosen Gestalt, die sie aus dem Schiff hierher geschleppt. Unermüdlich gleiten ihre Hände über die starren, blutverwischten Züge; und während sie in den gebrochenen Augen nach einem Lebensfunken späht, will ihr Herz in Wehmut zerfliessen, in Mitleid um dieses junge Leben, das sie opfern «musste»!

«Musste»! denn sie weiss es genau: hätte sie nicht in raschem Entschluss gehandelt, so läge «sie» jetzt leblos, zerschmettert im tiefen Wasser, oder — und sie zittert bei dem Gedanken! — er hätte sie zurückgeschleppt, einem noch schmachvolleren Tode entgegen!

Gerda schüttelt diesen Gedanken ab; wie dem auch sei, hier liegt das einzige Wesen, das je ein weiches Gefühl in ihrem Herzen aufgelöst, liegt hier, durch ihre Schuld, von ihrer Hand getötet!....

So fanden sie ihre Volksgenossen: die Sonne stand schon abschiednehmend über den Bergen, in blutroter Pracht den Abendhimmel entzündend, und noch immer suchte Gerda, über den Toten gebeugt, in den starren Zügen einen Widerschein des Lebens.

Die blonden Recken brachten die so heiss Vermisste im Triumphe heim; und das Leben, jenseits des Rheines, lief weiter, als hätte Gerda nie in harten Stunden der Gefangenschaft die verzweifelte Sehnsucht nach Freiheit gekannt.

«Eine» Erinnerung nur blieb lebendig: die Erinnerung an den kindlichen Gefährten, der ihrem Herzen so nahe gestanden.... und den sie getötet hatte!

Dieser Gedanke liess sie nicht los, trübte ihr die Freude an der wiedergefundenen Heimat, vergiftete ihre Seele mit Rachedgedanken. Und als ihre Stammesgenossen beschlossen, rächend den Rhein zu überschreiten, um die fremde Brut zu vertilgen, jubelte sie dem Plane zu und übernahm selbst den Befehl ihrer treuen Krieger.

**

Aber das Schicksal hatte es anders bestimmt. Am Abend vor dem Auszug, als Gerdas Mannen ihre letzten Vorbereitungen trafen, färbte sich der Himmel, jenseits der Ebene, blutig rot.

Die waldige Bergeskuppe, welche die Höhle des Feindes barg, stand in Flammen. Mit gewaltiger Wucht griff die Glut um sich, züngelte den Hang herab, bis zur friedlich ruhenden Ebene, streckte fackelnd ihre gierigen Arme dem Abendhimmel zu....

**

Als Ortus und seine Söhne, bei ihrer Heimkehr, die Flucht Gerdas, das Verschwinden Almens entdeckt hatten, tobte Erthel in blinder Wut. Ein ein-

ziger Gedanke beherrschte seine Sinne: den Flihenden nachzusetzen, sie einzuholen, sie zurückzubringen... tot oder lebendig! Und wenn ein gütiges Geschick sie ihm lebend auslieferte, Rache zu nehmen, blutige Rache für sein missbrauchtes Vertrauen.

Ortus, dessen erfahrenes Alter die Wagnisse eines solchen Unternehmens richtig einschätzte, hielt ihn fast mit Gewalt zurück.

Erthel gab scheinbar nach; aber im geheimen arbeitete er an der Anfertigung eines neuen Bootes, von dem Gedanken getrieben, die Schuldigen zu strafen, und sollte er dafür mit seinem eigenen Leben zahlen!

Da beschloss Ortus, mit den Seinen dieses Land zu fliehen, dem schon eines seiner Kinder zum Opfer gefallen.

Um jeden Rückzug abzuschneiden, blieb ihm nur ein Mittel übrig: er musste diese Stätte, die ihnen so unheilvoll geworden, vernichten. So zündete er ein grosses Feuer an; im sommerdürren Holz hatte es schnell um sich gegriffen, und bald war der ganze Wald ein einziges Flammenmeer.

Die Feuersbrunst dauerte Tage und Nächte; als sie endlich erlosch, war der stolze Wald verschwunden und mit ihm jede Spur der Tragödie, die sich hier abgespielt. Aus den verkohlten Stämmen ragte nur noch eine Felsen-Gruppe hervor, vom Rauch geschwärzt, von den Flammen versengt.

Lange trotzten diese Steine der Zeit und dem Unwetter, aber die ewig-schaffende Erde erschütterte die Berge, verschlang die Felsen in ihrem geöffneten Schlund, schloss sich wieder über diesen Zeugen einstiger Barbarei.

Junges Grün spross über den kaum verheilten Wunden, bedeckte sie schützend mit weicher Hand; schüch-

tern keimten die ersten Schösslinge, wuchsen, wurden zu Bäumen, deren saftstrotzende Aeste der Sonne zustrebten. Und der friedliche Wanderer, welcher heutzutage über schwellendem Moos dem glorreichen, blutdurchtränkten Hartmannsweilerkopf zu pilgert, ahnt nicht, dass sein Fuss die Stätte betritt, wo einst Gerda, die blonde Rheintochter, mit sehnsuchtsvollem Herzen der Freiheit entgegenträumte!

GABRIELLE ÉSTAY.

Er hat Recht. — Der Samuel Duftreich kommt in einen Wurstladen, ruft sich denn Meister und sagt erregt: « Ihre Worscht, Meesterleben, war aber gornix zum Essen, und Se hoben se m'r doch empfohlen so warm. » « Ja », sagt der Meister, « haben Sie sie denn auch warm gegessen? » « Na », sagt der Samuel Duftreich, « ich hab' se gegessen kalt. » « Nu warum das? » erwidert der Fleischer; « da ist's kein Wunder; ich hab' sie Ihnen doch warm empfohlen. »

**

Gegenseitigkeit. — Rentier: « Gegen Ihre Verbindung mit meiner Tochter habe ich nichts einzuwenden, aber ich sage Ihnen schon im voraus, vor meinem Tode bekommt sie keinen Centime. Wie denken Sie darüber? » — Arzt: « Erlauben Sie mir, Sie erst einmal zu untersuchen? »

**

Ein guter Christ. — Ein Jude lässt sich evangelisch taufen, wird aber bald darauf katholisch. « Warum biste nich gleich gegaunge zu de Katholischen? » fragt ihn ein Freund. Darauf sagt der Katholik: « Dorum, wenn ich wer gefrogt, was ich war früher, ich sagen kann: Protestant. »

In Saint-Jean-de-Losne vor 300 Jahren.

Unveröffentlichte Erzählung.

(Mit einer grossen Abbildung.)

Im Jahre des Heils 1636, als Ludwig XIII. König von Frankreich und Navarra war und Kardinal Armand Jean Duplessis de Richelieu sein Minister, befand sich das Städtchen Saint-Jean-de-Losne, das an der Saône gelegen ist, gleichzeitig an der Grenze des Königreichs, da die Franche-Comté noch zur Krone Spaniens gehörte. Saint-Jean-de-Losne, auf der burgundischen Uferseite des Flusses, über welchen eine steinerne Brücke führte, hatte gewissermassen viel Ähnlichkeit mit der derzeitigen Lage Strassburgs. Die Stadt hatte — allerdings alte und schlecht unterhaltene — Festungswerke; es war sogar die Rede gewesen, dieselben abzutragen; glücklicherweise hatte man diesem Plan keine Folge gegeben, und somit bewachte die Stadt immer noch die Hauptstrasse vom Jura nach Dijon.

Die Häuser waren dicht aneinander gebaut und nur selten drangen einige Sonnenstrahlen bis in die engen, gepflasterten Gässchen, inmitten derer laufendes Wasser Schmutz und Kehricht in die Saône führte. Die Erdgeschosse waren noch dunkler wegen der vorstehenden anderen Stockwerke, was heute noch sichtbar ist. Dort konnte man im Trockenen gehen und mit Musse die Schaufenster der Läden betrachten: Tuchhändler, Goldschmiede, Sattler, Tapezierer, welche meist die Hauptgasse bewohnten, die vom Tor von Dijon zur Saône-Brücke führt.

Ungefähr in der Mitte dieser Gasse wohnte ein Tuchhändler, Jean Dumay; seine schöne Ware entzückte die Damen und jungen Herren. Letztere hielten sich aber auch gerne vor dem Schaufenster auf, in der Hoffnung,

Catherine, die älteste Tochter des Händlers, zu erblicken, die vor einigen Tagen 18 Jahre alt geworden war und für das schönste Mädchen des Städtchens galt: blondgelocktes Haar und graublaue Augen! Mehrere junge Leute suchten ihr näher zu kommen, denn ausser ihrer Schönheit besass die Hübsche noch eine grosse Mitgift; sie hatte bereits zwei Verehrer abgewiesen, und ihr Vater war bekümmert ob dieser « Körbe », denn es waren die Söhne hochangesehener Leute. Das reizende Fräulein Dumay hatte aber eine stille Verehrung für Gaston Pelletier, den Sohn des Staatsanwaltes; er ging oft am Schaufenster des Tuchhändlers vorbei, mit dem er sich gerne unterhielt, zumal auch er für dessen Töchterchen eine heimliche Liebe hatte; kam er am Laden vorbei oder unterhielt er sich mit dem Tuchhändler, so fand auch die Schöne einen Grund, um zu erscheinen; auf den Bällen tanzte er mehr mit Fräulein Dumay als mit den anderen Mädchen: das war aber auch alles, was er sich erlaubte, denn er hatte ein Verhältnis mit der Frau des Hufschmiedes Ponce, der als ein roher Mensch im ganzen Städtchen galt; und während seine bessere Eehälfte im ersten Stock mit Handarbeiten beschäftigt war, schlug er auf dem Amboss die glühenden Eisen zurecht und verpestete die ganze Nachbarschaft, wenn er sie auf den Hufen anbrachte. Es war eine Arbeit, die Durst gibt! und unser Schmied trank gerne und oft; wenn er des Guten zuviel gegossen, so kam es stets zu Zwistigkeiten, wobei seine Frau dann in Kontakt kam mit den mächtigen Fäusten und Armen ihres Herrn Gemahls. Kein Wunder, wenn sie daher

das Geplauder des jungen, hübschen Advokaten vorzog, der bei eintretender Dunkelheit, ungesehen, sich ins Haus schlich, währenddessen das Feuer in der Schmiede lustig flackerte und die umliegenden Häuser erhellte.

Die Traubenernte war besonders schön in diesem Gnadenjahr 1636; wie bei uns im Elsass, ist sie auch in Saint-Jean-de-Losne Grund zu freudiger Stimmung und gibt Anlass zu mancher « Freiheit »! Alles ist in den Reben; die jungen Leute sind sehr beschäftigt... hinter den Rebstöcken der Liebsten süsse Worte zuzuflüstern. Gaston Pelletier hatte doppelte Arbeit: bei der schönen Madame Ponce und beim reizenden Fräulein Dumay! — Ueberall hörte man lachen und singen in den ansteigenden Weinbergen ringsum, wo eiligst die schweren Trauben abgeschnitten wurden. Nur hier und da sah man von den gebückten Werkleuten einen Kopf aus dem Laube empor tauchen. — Sie ahnten nicht, die fleissigen Arbeiter, die lustigen jungen Sänger, dass die fröhlichen Lieder bald durch Trommelwirbel ersetzt würden.

Während der Herbst zu Ende ging und die lustigen Bewohner von Saint-Jean-de-Losne allmählig ihre tagtägliche Arbeit wieder aufgenommen hatten, hatte der Herr Kardinal gegen das Haus Oestererich eine grosse Koalition zustande gebracht. Trotz seines geistlichen Standes hatte er nicht gezögert, sich mit den schwedischen Protestanten, mit dem Landgrafen von Hessen-Kassel und mit den Holländern zu verbünden; auch beim König von England, Jacob Stuart, hatte er einen Verbündeten erhofft; aber dieser hatte geantwortet: « Am Tage, an welchem die Häfen Flandern angegriffen werden durch die Verbündeten, werden eine englische Flotte und Armee die « Dünen » besetzen », worauf der Kardinal an unseren Gesandten zurückschrieb: « Der König (von England) wird bald erfahren, dass ich nicht zu verachten

bin », und bereits einige Wochen später schon, brach in Schottland ein Aufstand der Presbyterianer aus. Nachdem er sich auf diese Weise Verbündete oder Neutrale gesichert hatte, erklärte der Kardinal den Spaniern den Krieg, angeblich weil sie den Bischof von Trier ausgewiesen hatten; nach einigen Erfolgen in den Niederlanden konnte man jedoch feststellen, dass die militärische Ausbildung keineswegs so gründlich wie die diplomatische war!

Die Spanier gingen nun ihrerseits zur Offensive über, warfen die Nordarmee auf die Picardie und die Kaiserlichen überschritten die Saône oberhalb von Saint-Jean und drangen in die Bourgogne ein; Kardinal de La Valette ward durch den Kardinal-Minister ernannt, um sich diesem Eindringen entgegenzusetzen; er schlug sein Lager in der Nähe von Dijon auf.

Dies gab selbstredend eine grosse Aufregung in Saint-Jean-de-Losne. Die Garnison war nur 150 Mann stark und ihr Kommandant, M. d'Ailly de Saint-Pont, erklärte kategorisch, dass man mit einer solch geringen Garnison und so elenden Mauern einer Attacke nicht widerstehen könne.

Musste sich also das Städtchen einfach, ohne zu kämpfen, ergeben? Dies fand keinen besonderen Beifall bei den guten Burgunder Bürgern, die stolz auf ihre Stadt und dem König ergeben waren. Sie ahnten wohl, dass die Brücke den Kaiserlichen des H. de Galles von grossem Nutzen sein würde; man liess die Läden und Werkstätten im Stich, um sich unter den Haustüren zu beraten, und im allgemeinen war man der Meinung, dass die Ansicht des M. de Saint-Pont keine besonders heldenmütige war. Er wollte, sagte er, der Stadt die Greuel einer Belagerung ersparen. Wohl, aber die Besetzung, obschon sie vielleicht weniger schlimmere Folgen für Hab und Gut der Bewohner und die Frauenehre hätte,

würde nichtsdestoweniger angenehm sein.

Catherine mischte sich nicht in die Gespräche; bei Tisch jedoch, wenn die Familie versammelt war, hatte sie das Recht, ihre Ansicht zu äussern und riet ihrem Vater, jene zu unterstützen, welche dem Feind Widerstand leisten wollten. Die Mutter erhob energischen Protest gegen solche Tollheit; Catherine aber und ihr junger Bruder, welche begeistert und mutig waren, beschämten sie und Vater Dumay wusste nicht, wem er beistimmen sollte.

Am 26. Oktober kamen Bauern aus der Umgegend mit ihren Fuhrwerken, mit spärlichem Hab und Gut beladen, und ihren Kindern. Sie verkündeten, dass die Kaiserlichen herankämen und in ihrer Angst übertrieben sie deren Zahl, Disziplin und kriegerische Heldentaten. Im Städtchen gab es selbstredend sofort ein gewaltiges Durcheinander; die Angsthasen waren rasch mittelst Wagen oder sogar Mauleseln verschwunden; sie schleppten Gold und Silber, Wertsachen, Frau und Kinder mit. Auch Madame Ponce, die Frau des Schmiedes, verduftete in Begleitung ihres Bruders und ihrer Schwägerin. Sie hatte heimlich Gaston Pelletier verständigen können, der sie — wie zufällig! — antraf; heimlich sagte sie ihm: «Komm' mit!» Es war ja eine verlockende Einladung! Aber was würde man von ihm, von seinem Vater, dem königlichen Staatsanwalt, sagen? — So begleitete er sie nur bis zum Macon-Tor, wo er Abschied nahm.

Inzwischen hatten sich, auf Ersuchen der Schöffen und des Rates de Tonlorge, Advokat des Königs, die Honoratioren auf dem Bürgermeisteramt versammelt. Ohne den Wankelmütigen Zeit zu lassen zu sprechen, hatten die Wackersten ihren Willen bekannt gegeben: auszuhalten! Und einer von ihnen hatte sich sogar an den Hauptmann de Saint-Pont gewandt und ihm gesagt:

«Herr Hauptmann, wenn Sie sich zurückziehen wünschen, bitte, wir wollen Sie nicht daran hindern...» Er rötet antwortete der Offizier: «Ich denke, Sie machen Spass, mein Herr; was ich sagte, war wohlgemeint, um der Stadt die Greuel einer Einnahme zu ersparen. — Haben Sie Waffen? — Es sind welche hier, die man ihnen sofort verteilen wird.» — Meister Philibert Michelot meinte, man müsse unverzüglich den Herrn Kardinal de la Valette benachrichtigen, damit er ihnen zu Hilfe eile. Meister Dumay erbat sich als Bote, worauf die Einwendung gemacht wurde, er sei ein guter Schütze und Familienvater und es wäre besser, einen jungen Burschen zu entsenden, der auch leichter und rascher ans Ziel gelangen würde. — «Wohl denn! Ich werde einen der Meinigen damit beauftragen...», meinte der Tuchhändler; und die Mission war seinem Sohne Jacques Dumay anvertraut, der 14 Jahre alt war.

Wackeren Schrittes, freudig und stolz zog er längs der Strasse nach Dijon hin; er schlich sich geschickt an den äusseren Befestigungswerken entlang und als man ihn noch kaum sehen konnte, schwenkte er nochmals seinen grossen Filzhut...

Tags darauf — den 27. Oktober — regnete es den ganzen Vormittag; gegen Mittag heiterte sich der Himmel etwas auf und man konnte die ganze kaiserliche Armee, ca. 30 000 Mann, in Reih und Glied aufgestellt zwischen der Saône und dem Gebirge, erkennen; oben, auf der Strasse von Dijon, die deutschen Landsknechte mit ihren Musketen und die lange Reihe der Kanonen mit ihren Gespannen; weiter unten, zwischen dem Wäldchen von Langonge und der Saône, die Kavallerie mit ihren mächtigen Säbeln und Lanzen. Der stolze Doppeladler war leicht erkenntlich auf den Fahnen der Landsknechte und den Kavalleriestandarten.

Ein Herold trat näher, begleitet von einem Trommler und einem Kavalleristen mit weisser Fahne. In unmittelbarer Nähe des Tores angelangt, vernahm man den Trommelwirbel und der Herold verlas folgende Proklamation des Generals Gallas . . .

« . . . fordere Sie auf und ersuche als Kommandant der Feste Saint-Jean-de-Losne und auch Sie, meine hochverehrten Herren Schöffen, Bürger und Handwerker, die Tore der Stadt zu öffnen und Seiner Kaiserlichen Majestät alle Kriegsvorräte, Munitionen, Schiesspulver, die sich in der Stadt befinden, zu übergeben; es wird sodann keinerlei Schaden, weder an Ihren Personen noch Gütern angetan werden und die Garnison erhält freien Abzug. Andernfalls wird die Bresche geschlagen werden, es erfolgt der Ansturm und die üblichen Folgen . . . ! »

Ein Schauer durchlief beim Verlesen der Proklamation die auf den Festungswällen versammelten Bürger: die Antwort sollte vor 6 Uhr Vormittags am folgenden Tage erfolgen. Und wieder erscholl der unheimliche Trommelwirbel durch die Stadt, die Reben, das Tal. Kaum verschollen, ruft dann schon die grosse Glocke — ebenso unheimlich — die Bürger zu den Waffen.

Als an jenem Abend die Familie von Meister Dumay sich um den eichenen Tisch versammelt hatte, wo ein Platz leer geblieben war, bemächtigte sich aller Anwesenden ein begreifliches Angstgefühl: was würde aus dem entschlossenen Jungen werden, der am frühen Morgen aufgebrochen war? Könnte er seinen Brief übergeben und wie würde er zurückkommen können? Andererseits hatte er vielleicht auch das Glück, von allen fünf Familienmitgliedern, am besten beschützt zu sein? Und was würde aus ihnen selbst in 48 Stunden werden, aus dem schönen Esszimmer mit seinen Holzverzierungen, aus dem herrlichen Zinn- und Por-

zellangeschirr, aus der Frau von Meister Dumay, die noch recht frisch und jugendlich aussah und einem Landsknecht den Kopf verdrehen konnte? Und dann erst aus Catherine, dieser lieblichen Rosenknospe?

Da tags darauf Herr de Gallas keine Antwort erhalten hatte, fiel um 6 Uhr morgens der erste Kanonenschuss; da etwas zu kurz, rollte die Kugel in den Wallgraben; aber es folgten andere, besser gezielte, die einigen Schaden an den äusseren Festungswerken anrichteten, einen Soldaten und zwei Bürger verwundeten; die Mauern zeigten bereits an mehreren Stellen starke Risse.

Bei hereinbrechender Dunkelheit setzte Regen ein, der fast die ganze Nacht andauerte: das war eine Wohltat für die Verteidiger, die ihn als Zeichen des Himmels deuteten. Die feindlichen Batterien standen zwei Fuss unter Wasser und die aus den Ufern getretene Saône hatte die ganze Umgegend überschwemmt. Dennoch setzte die feindliche Artillerie wieder kräftig ein; eine Kugel flog ins Haus von Meister Verderet und tötete dessen Frau.

Gegen Abend zog Jean Dumay auf seinen Posten auf dem Walle; seine Tochter brachte ihm zu essen, ungeachtet der grossen Wasserpfützen, die ihre Schuhe und Kleider beschmutzten; er wollte das Mädchen sofort wieder heimschicken, aber es setzte sich zu ihm an eine etwas geschützte Stelle. Catherine schaute über die Brustwehr nach dem feindlichen Lager, wo zahlreiche Feuer angezündet waren; der ganze Horizont schien in Brand gesteckt, es war geradezu unheimlich; am Fusse der Mauer plätscherte das Wasser. In diesem Augenblick kam Herr Jean Pelletier, der Staatsanwalt, vorbei, hielt sich einen Augenblick bei Vater Dumay und seiner Tochter auf, und als er nach Hause kam, erzählte er seiner Frau und seinem Sohne:

«... ja sogar einem hübschen jungen Mädchen bin ich auf den Wällen begegnet! Es war Catherine Dumay, die ihrem Vater Gesellschaft leistete...»

Am andern Tag, 30. Oktober, stürzte bereits eine Steinmauer unter dem konzentrierten Feuer der 22 Kanonen zusammen; es entstand eine grosse Bresche von etwa 36 Fuss und die ins Wasser gestürzten Steine würden jetzt noch den Uebergang erleichtern. Während der Nacht ward ein Pulverfass an den Fuss der Bresche geschoben und mit einem langen, bis an die Brustwehr reichenden Docht versehen; bei Tagesanbruch nahmen alle kampffähigen Männer auf der Brustwehr neben der Bresche Stellung; man hatte auch die Garnison des Vorpostens an der Strasse nach Dijon verstärkt.

Als Jean Dumay seine Wohnung verliess, um sich auf seinen Posten zu begeben, war Catherine in kurzem Röckchen, mit warmer Kleidung und soliden Schuhen zu ihrem Vater gekommen: «Ich gehe mit Dir!» meinte sie entschlossen. Vater Dumay vermochte nicht, sie von ihrem Vorhaben abzulenkten; sie würde seine Flinte laden und ihm behilflich sein, wenn ihm sonst etwas passieren sollte.

Sie kamen bei Tagesanbruch an die Wälle; es war ein trüber, kalter Morgen; zahlreiche Wolken zogen am Himmel und das erste Herbstlaub flog im frischen Winde davon; die Feuer des feindlichen Lagers erloschen nach und nach. Da wurde zur Attacke geblasen und getrommelt! Unheimliches Gefühl! Zahlreiche Geschosse flogen über die Brustwehr; eines derselben riss dem Wirt, der neben ihnen stand, den Kopf weg. Auf einmal merkte Catherine, dass Gaston Pelletier neben ihrem Vater stand und ihm freundlich zunickte; er trat näher: «Guten Tag, Catherine... es ist nicht Ihr Platz hier!» — «Guten Tag, Gaston, mit Ihrer Erlaubnis werde ich dennoch hier bleiben...»

und es hätte ihr Leid getan, wenn sie hätte abziehen müssen!

In dichten Kolonnen rückten nun die Fusstruppen näher und sangen eine lustige Weise; auch schleppten sie Leitern und Granaten mit. Da ertönt ein kurzer Befehl und von der Brustwehr herab knatterten die wohlgezielten Schüsse der Verteidiger und streckten die ersten Angreifer nieder. Victor Dumay reichte seine Waffe der flinken Tochter, die das Pulverhorn bereit hielt; sobald das Gewehr wieder geladen war, feuerte er es ab; aber schon sprangen die Angreifer in den Graben und warfen Granaten; da ward die Zündschnur angesteckt und das Pulverfass flog in die Luft. Catherine war stark erschrocken und hatte einen Schrei ausgestossen. Gaston Pelletier eilte herbei und frug, ob sie verletzt sei, was sie verneinte und ob ihres erlittenen Schreckens stark errötete.

Die Explosion hatte einiges Wanken in der Sturmkolonne zur Folge; die Verteidiger benutzten diese Gelegenheit, um von neuem in den Haufen zu schiessen; die Schöffen Pierre Desgranges und Pierre Lapre, Hauptmann d'Ailly de Saint-Pont eilten von einem zum andern, stärkten deren Mut und ersetzten eine Weile die Gefallenen.

Das angegriffene Bollwerk hielt sich tapfer und da man es noch mit einigen Kanonen verstärkt hatte, so war seine seitliche Beschiessung äusserst gefährlich und hinderlich für die Angreifer.

Und während all diesem Getöse musizierten dennoch die feindlichen Spieler immer weiter. Da vernahm man auf einmal andere Trommelschläge und anderes Trompetenblasen: M. de Saint-Pont griff zur Gegenattacke mit der Hälfte seiner Kompagnie, das heisst 80 Mann, die er in Reserve hielt. Im Nu hatte sie die Bresche überschritten, rannte den Wall hinunter, stampfte